

der blaue reifer
Nr. 39, Oktober 2016, S. 112

schen Texten befasst hat. Insofern ist das Buch sicher für Erstsemester des Studiengangs Philosophie als „Einführung“ gut geeignet, weitaus weniger jedoch für philosophische Laien wie zum Beispiel Oberstufenschüler(innen) und Teilnehmer(innen) von Erwachsenenbildungsveranstaltungen. Für diese gibt es andere Einführungen in das Werk des Aristoteles oder Teile desselben, die inhaltlich und sprachlich weitaus geeigneter für die Zielgruppe sind.

Auch Buchheims Konzentration auf das – wie er schreibt – „Philosophische ... an Aristoteles“, womit er dessen Logik, Wissenschaftstheorie und Metaphysik meint, muss kritisch betrachtet werden. Bei allem Verständnis für Buchheims Herausstellung der grundlegenden Bedeutung der theoretischen Philosophie des Aristoteles, behandelt der Autor die praktische und politische Philosophie des antiken Denkers zu stiefmütterlich, gerade für eine Einführung. Vor allem der philosophiegeschichtlichen Wirkung der *Nikomachischen Ethik* wird er damit nicht wirklich gerecht. Und das gilt besonders für Aristoteles' Wirkung auf eine „moderne Ethik ohne Metaphysik“, in der zum Beispiel Ottfried Höffe einen besonderen Grund sieht, die *Nikomachische Ethik* zu studieren: „Er entfaltet eine Ethik, die ... entweder ohne jede metaphysische Prämisse auskommt oder sich allenfalls mit einer minimalen Metaphysik zufriedengibt.“

Trotz der skizzierten Bedenken lohnt sich die Lektüre von Buchheims Buch durchaus. Das gilt zum Beispiel für seine Darstellung der Differenz von Möglichkeit (altgriechisch *dynamis*) und Wirklichkeit (altgriechisch *energeia* oder *entelecheia*) als einem wesentlichen Prinzip der aristotelischen Seinswissenschaft. Oder für seine wissenschaftstheoretischen Erläuterungen zu der Bedeutung, die Aristoteles dem Phänomen, in dem die Dinge erscheinen, für die Erkenntnis ihrer Wahrheit zuspricht: „Erst wenn wir die Verbindung zwischen Phänomen und Wahrheit anerkennen, ist es möglich, dass wir mit Hilfe der Methoden der Wissenschaft in den durchs Phänomen bereits gegebenen, vorläufigen Wahrheitsbezug, das heißt in das Erkennbare für uns, den wissenschaftlich rekonstruierten Wahrheitsbezug gewissermaßen einschalten. Auf diese Weise wird das Erkennbare der Wahrheit nach eben auch für uns erkennbar.“ In diesem Kontext verdeutlicht Buchheim in gut nachvollziehbarer Weise auch die Tatsache, dass Aristoteles mit der von ihm pointierten Metaphysik durchaus skeptisch umgeht: „Man muss Aristoteles, dem Begründer der ‚Metaphysik‘ neben Platon, ... zugutehalten, dass er bei ihrer Begründung erwogen hat, dass es sie vielleicht gar nicht gibt.

liche Einstellung in Beziehung auf das, was per Voraussetzung nicht wahrnehmbar, nicht phänomenal gegeben sein kann.“

Martin Krieger

Tatjana Schönwälder-Kuntze

Philosophische Methoden zur Einführung

Junius Verlag, Hamburg 2015.
192 Seiten, € 13,90

„Sag mir, nach welcher Methode du denkst, und ich sage dir, was für ein Mensch du bist.“ Diese Floskel enthält mehr Lebensklugheit als manchem Philosophen lieb ist. Ist die Wahl der Methode, mit der man Denkgegenstände philosophisch traktiert, doch eine grundsätzliche Entscheidung, die mitunter auch das Ergebnis mitbestimmt.

Die Frage nach der Methode ist eine der wesentlichen Fundamente philosophischer Konzeption. Denn die jeweiligen Methoden bestimmen nicht nur darüber, wie philosophiert wird, sondern auch darüber, so Schönwälder-Kuntze, welche Fragen gestellt werden müssen und dürfen.

Entsprechend ist es ein überaus sinnvolles Unterfangen, sich in einem Einführungsband ganz grundsätzlich mit den unterschiedlichen philosophischen Methoden zu beschäftigen. Welcher philosophisch Interessierte wüsste nicht einmal zu gern, was sich hinter Methoden wie „Transzendentes Begründen“, „Dialektisches Rekonstruieren“, „Phänomenologisches Einklamern“, „Hermeneutisches Verstehen“, „Analytisches Verdeutlichen“, „Diskursives Ordnen“ und „Dekonstruktives Fragen“ verbirgt, die Schönwälder-Kuntze behandelt? Dass sie ihr Unterfangen erst mit Immanuel Kant beginnt und außereuropäische Methoden nicht aufführt, liegt einerseits am zwangsläufig beschränkten Umfang einer Einführung, zum anderen aber auch am akademischen Selbstverständnis der Autorin. Kant greife zwar methodische Anleihen bei Aristoteles und René Descartes transformierend auf, doch werde von Kant eine neue Art reflexiver Selbstbefragung etabliert: „Kant lässt die Vernunft sich selbst befragen, sich selbst erkennen und sich selbst begründen – ohne dafür auf etwas anderes, etwa die göttliche Offenbarung, zurückzugreifen.“ Hinter diesen Anspruch möchte die Autorin nicht zurück.

Dabei fordert sie unvorbereiteten Lesern einige Anstrengung ab. Auch

ter hat und die Autorin verständlich schreibt, werden die vorgestellten Methoden nicht oberlehrerhaft im Stile eines Lehrbuchs kurz abgehandelt. Vielmehr macht Schönwälder-Kuntze sich die Definition des Schriftstellers Ludwig Hohl zu eigen, demzufolge Methode bedeutet: „Sich hineinlegen in die Dinge. Das Schwimmen sei uns ein Bild davon!“ Beginnend mit der Erläuterung der zumeist altgriechischen und lateinischen Wortstämme der Methodenbezeichnungen nimmt sie den Leser an die Hand, führt ihn Schritt für Schritt in das kalte Wasser philosophischen Denkens, um dann mit ihm tief in die jeweilige Methode ein- und mit einer Zusammenfassung wieder aufzutauchen.

Es sind Anstrengungen, die sich auszahlen, denn das solide Wissen der Autorin und deren intellektuelle Redlichkeit tragen den tapferen Schwimmer auch im offenen Wasser. So weist sie beispielsweise gleich zu Beginn des Kapitels über Jacques Derridas Methode der Dekonstruktion darauf hin, dass selbiger seine „Lektüren“ nicht als Methode verstanden wissen will, zumindest nicht als Methode im herkömmlichen Sinne. Und nicht von ungefähr endet das Buch mit der Aufforderung, neben der angemessenen Wahrnehmung jeder Art von Kultur auch den europäisch geprägten philosophischen Kanon neu zu lesen, um sich aus dessen überkommenen Interpretationen zu befreien.

Nicht mit der Ausdrucksweise von Georg Wilhelm Friedrich Hegel oder Edmund Husserl vertrauten Lesern werden die kenntnisreich eingestreuten Originalbelege das Lesen nicht erleichtern. Doch bekommt der Interessierte derart im Mitvollzug gute Einblicke in das Wie und Warum des Denkens der behandelten Philosophen. Am Beispiel der Frucht, welche die Blüte durch Negation transformiert, die Selbigen zuvor der Knospe hatte zuteil werden lassen, wird beispielsweise die dialektische Methode Hegels auch jenem anschaulich, der diese bis dato für unverständliche Spinnerei hielt. Dass dabei neben Hegel und Theodor W. Adorno auch Simone de Beauvoirs Verständnis von Dialektik kundige Erwähnung findet, ist überaus begrüßenswert.

Die vorgestellten Methoden nicht gegeneinander auszuspielen, ist dabei selbst eine gute Methode, die Lust am Selberdenken zu stärken. Denn was könnte im Sinne eines Sokrates philosophischer sein, als selbst den Weg zu erforschen, auf dem man die Welt interpretiert und zu letztgültigen Aussagen zu gelangen glaubt? Eine gelungene Aufforderung zum Mit- und Weiterdenken.

Siegfried Reusch